

Ludovica Scarpa

### **Nachhaltige Stadt, schöne Stadt**

Die Frau und die Stadt. Als Fachfrau - Historikerin - über die Stadt zu schreiben, bedeutet für mich, mit Emotionen und Gefühlen zu arbeiten, im Gegensatz zu dem, was sonst von Wissenschaftlern erwartet wird, das Gegenteil von dem, was man von Wissenschaftlern erwartet, nämlich sachlich zu argumentieren. Aber was heißt sachlich? Gibt es so etwas? Wenn ich beispielsweise die Geschichte einer mittelalterlichen Stadt schreibe, ist es etwas völlig anderes, ob ich dabei diesen Typ Stadt liebe oder sie als nicht mehr zweckmäßig empfinde: Und es gibt kaum etwas, wo das eigene Empfinden nicht schon eine Zu- oder Abneigung parat hat, mag sie noch so gering sein. „Sachlich“ ist also ebenfalls eine Vorstellung, ein Konstrukt unserer Art und Weise in Begriffen zu denken.

Es mag ein Vorurteil und einfach die gängige Vorstellung sein, dass Gefühle und Emotionen mit Frauen in Verbindung gesetzt werden. Diese Konditionierung habe ich aber in meinem Kopf und ich muss damit leben und denken. Wie die meisten Kopfkonstrukte ist sie eher ein Hindernis als eine Hilfe. Es ist also besser klar und offen damit umzugehen, als implizit. Es war übrigens ein Mann, der als erster das Thema in die Geschichtsschreibung einführte und den Einsatz von Emotionen des Historikers als entscheidendes Forschungsinstrument ansah. Bis heute ist es ein nicht ganz ernst genommener Ansatz. Einerseits ist das bedauerlich, andererseits hat es den Vorteil, dass wer es ausprobiert, stolz auf die eigene Courage sein kann.

Also Mut und weiter, Gefühle: Welche Gefühle spielen bei der heutigen Stadt eine Rolle, welche Rolle bei deren Nutzer und Nutzerinnen, welche bei deren „Produzenten“, und wer „produziert“, wer macht die Stadt? Die Frage ist aber auch, über welche Stadt sprechen wir? Je nach dem wer an eine Stadt denkt, hat andere Bilder im Kopf. Stadt ist Rom, Los Angeles, Vicenza, Venezia, Cottbus und Berlin. Berlin ist Savignyplatz und Platz der Vereinten Nationen, Kollwitzstraße und Allee der Kosmonauten, Westend und Biesdorf, und noch einiges mehr.

Gerade in Berlin befinden sich verschiedene Stadttypen nebeneinander, manchmal auch übereinander oder „statteinander“ -Abriss und Neubau- aber meistens nur nebeneinander. Ich habe mich schon in meinem Studium gefragt, wer hat eine Stadt so gemacht, und warum so und nicht anders. Außerdem bin ich wetter- und stadtfühlig: ich fühle mich gut oder schlecht, bedrückt oder leicht, je nach dem, wie das Wetter und die Stadtkulisse ist, in der sich mein Körper gerade befindet. Bis jetzt habe ich allerdings noch keine Vergleiche mit ande-

ren gemacht, um zu kontrollieren, ob es allen so geht, oder ob es ausgesprochen subjektive Gefühle sind. Meine Vermutung ist, dass die alten Kulissen von Straßen und Plätzen historischer Städte die menschliche Proportionen weniger in Frage stellen, als es bei Neubauvierteln der Fall ist. Beim selbst vergessenen Gehen durch alte Straßenzüge fühlt sich der Körper bei jedem Schritt quasi bestätigt, als ob die Wände flüstern würden „ja, du bist genau richtig, etwa 1,75 groß, ja, genau richtig, wie Menschen so nu mal sind“. Deswegen das Phänomen des Stadttourismus in alten historischen Städten: Es ist geradezu tröstend durch die engen kleinen Gassen und Straßen eines italienischen Städtchens zu schlendern. Dein Körper holt sich eine gute Dosis Bestätigung, das kann die alltägliche Infragestellung deiner Selbst und deiner Sinne, wie du es an moderneren „Standorten“ erlebst, kompensieren. Jemand hat mir zu bedenken gegeben, dass es vielleicht meine persönliche Konditionierung ist, die mir glauben lässt, historische Maße und Proportionen seien „schön“ und per se angenehm: ich sei eben daran gewohnt, und gerade dieses mir Gewohnte werde bei alten Stadträumen, eben nicht in Frage gestellt, es gebe kein prinzipiell „richtiges“ Maß, für Menschen Räume zu schaffen, die an sich schön seien. Das mag sein, dann gäbe es allerdings auch nach stundenlangen Verhandlungen keinen Konsens über grundsätzliche Fragen zur Stadt und ihre öffentlichen Räume. Dann wäre für den Menschen das schön, was er gewohnt ist. Damit hätte man eben mehrere Stadttypen nebeneinander, wie man auch mehrere Kleidermoden hat, Esskulturen und Kunstrichtungen. Die allgemeine interkulturelle Toleranz würde das Ganze interessant finden. Es wäre Schluss mit dem Fragen danach, was richtig oder falsch ist in oder für die Stadt, was einige Vorteile mit sich brächte.

### *Altbauten*

Ich wohne also in einem historischen Stadtteil, in der Stadt, in Berlin. Aus Venedig gekommen, bin ich an bestimmte Proportionen gewohnt, die meine Wahrnehmung bedingt durch meine Größe, respektive meine relative Kleinheit, als passend bestätigt und nicht bedrohlich in Frage stellt. In Berlin wohne ich in Stadträumen des 19. Jahrhundert, gerade noch innerhalb des Hobrechtsplans. Mein Haus wurde 1906 gebaut, ist also in meinen italienischen Augen relativ neu, obwohl es in Berlin Altbau genannt wird. Ich bin hier sehr gerne und wundere mich, dass dieser Hobrechtsplan seit seinem Erscheinen so heftig kritisiert wurde.

Es war eine Vorlage, Stadträume zu bauen, die bis heute als „normal“, also der europäischen Tradition entsprechend, und als angenehm empfunden wird. Die Ablehnung des Hobrechts Planes hatte historische Gründe, wie alles andere, was Historiker zu untersuchen

pflegen ja auch. Stadträume sind nicht nur aus Häuser, Straßen und Bäumen gemacht, sondern aus in die Tat umgesetzten Begriffen, aus Vorstellungen, Ängsten, Bedürfnissen, Vorurteilen, Wissen und Ideen von Menschen, die sie mal gebaut und umgebaut haben: So spiegeln die Räume wider, was wir die Kultur der Menschen nennen, eben das schwerfällige Amalgam aus ihren Konditionierungen, aus ihren fixen Ideen, also ihre Tradition, ihre gemischten Gefühle und ihre Hoffnungen. So gesehen wundere ich mich darüber, dass die Veränderung so schnell ging, dass in Berlin nach dem ersten Weltkrieg auf einmal kein typisches Mietshaus mehr gebaut wurde, keine dichte Stadttexur mehr geplant wurde, sondern die offene Bauweise der sogenannten Siedlungen sich durchsetzte. Erst durch diesen Bruch wurde der Typ Haus in dem ich wohne „Altbau“, die Sorte eben, die man vor dem Ersten Weltkrieg baute. Diese Zäsur war es, die in der europäischen Gesellschaft so viel über den Haufen warf. Das Gefühl des „mich wundern“ hat damit zu tun, dass ich in diesen dicht bebauten Stadtviertel wohne und Tag für Tag erfahre, wie angenehm es ist, wie gut es sich hier lebt: Die dichten Stadträume „funktionieren“ gut, besonders für eine passionierte Fußgängerin wie mich.

Die Menschen, die sich Alternativen zu solchen Stadträumen ausgedacht haben, müssen andere Empfindungen gehabt haben, andere Vorstellungen von einer Stadt gehabt haben. Weil ich mich darüber wundere, möchte ich deren Beweggründe entdecken. Es gibt zwei Typen von Altbauvierteln in Berlin: Die Viertel von Kreuzberg und Prenzlauer Berg wurden von einer Vielzahl von privaten Bauherren aus dem Handwerkermilieu gebaut, die Viertel in Schöneberg und Wilmersdorf wurden von Terraingesellschaften gebaut. Erstere entstanden meist durch Laien-Bauherren und durch das Ineinandergreifen von Bedürfnissen, Bauregeln, Nachfrage, Finanzmangel. Die Häuser zeigen diese Bedingungs Vielfalt. Letztere sind in der Stadtanlage großzügiger, Plätze und Straßenräume sind gepflegter: Hier waren die ersten Profis am Werk, die sich mit dem Bau einer Stadt beschäftigt haben. Sie wussten, dass sich die ästhetische Qualität ihrer Stadtviertel auszahlt: Sie legten Straßen, Plätze und Bäume an mit dem Ziel ein Klientel anzuziehen, das gerne dort investiert oder wohnen will. Dabei bauten Terraingesellschaften, wie die von Georg Haberland in Schöneberg, nicht selbst: Sie kauften großes Terrain von Bauern ab, teilten es in bebaubare Grundstücke, planten und bauten Straßen und Plätze. Anschließend verkauften sie die Grundstücke meist gleich mit Bauentwurf wieder an Investoren, an kleine private Bauherren, zudem vermittelten sie den Bankkredit, um bauen zu können. Durch ihre Verbindungen zu den Banken verdienten die Terraingesellschaften doppelt: als Grundstücks- und als Kreditverkäufer. Dadurch waren sie auch gut über die wirtschaftliche Situation ihrer Kundschaft informiert. Die Terraingesellschaften waren also was man

heute Entwickler nennt. Sie teilten Risiko und Gewinne mit ihren Klienten, den Bauherren der einzelnen Häuser. Dabei hatte die öffentliche Hand keinen Pfennig in der Stadtentwicklung zu investieren. Die Konkurrenz unter den Terraingesellschaften sorgte dafür, dass sie besondere Sorgfalt auf die Qualität der Anlagen legten. Befinde ich mich heute auf einem dieser Plätze, wie dem Victoria-Luise-Platz in Schöneberg, frage ich mich, weshalb Berlin nicht wegen dieser Stadtteile in die Architekturgeschichte eingegangen ist, sondern wegen der Siedlungen aus den 20er Jahren berühmt wurde: Architektur und Architekturgeschichte als Wissenschaften sind sozusagen etwas weltfremd, sie scheinen sich nicht mit dem Wert der bebauten Umwelt an sich zu beschäftigen, sondern folgen vielmehr einer inneren Logik, die für Zunftexterne nicht nachvollziehbar ist.

So hat sich bis vor kurzem kein Architekturhistoriker mit dem Stadtwachstum Berlins im 19. Jh. beschäftigt. Man hat sich nicht mit der Frage auseinander gesetzt, wie es so schnell entstehen konnte. In Verbindung mit der Klärung des Systems des Armenwesens könnte jedoch veranschaulicht werden, in welcher Weise das komplizierte Ineinandergreifen von lokaler Sozialpolitik und Stadtwachstum funktionierte.

Im 19. Jh. hatte jeder Mieter eine Mietsteuer zu bezahlen. Sie wurde dafür benutzt, das lokal organisierte Armenwesen zu finanzieren. Durch die Häuser gingen sozusagen die Finanzflüsse der Sozialpolitik rein und raus: Wer die Miete bezahlte, finanzierte das Armenwesen, wer gerade zu arm war um Miete zu bezahlen, bekam die Hilfe ausgehändigt, was wiederum, beim freien Mietmarkt dem Verbraucher der Wohnungen half, die Miete zu zahlen, und indirekt, über den Markt, den Produzenten bzw. den Hausbesitzern zugute kam. Die Mietsteuer war also die Verteilung der Kosten auf alle Wohnenden. Private Bauherren hatten dadurch eine Form impliziter Garantie für ihre Immobilieninvestition. So gesehen wurde das Stadtwachstum indirekt durch das Armenwesen gefördert. Es hat nie so etwas wie ein „freies Spiel des Marktes“ gegeben, wie Karl Polanyi schon vor mehr als einem halben Jahrhundert gekonnt bewiesen hat. Die Gesellschaft verteilte die Last der wirtschaftlichen Umstrukturierung durch die Industrialisierung auf viele Schultern, ebenso wie die Kosten der Stadterweiterung.

Dieses ganze System aus Selbsthilfe, Paternalismus und Nachbarschaftshilfe in den dichten Stadtvierteln brach mit dem ersten Weltkrieg zusammen. Nach dem Krieg überlebte kein Sparer die Inflation. Es existierte kein privater Bauherr mehr. Die Miete wurde von der Reichsregierung aus schlechtem Gewissen auf dem Stand von 1914 eingefroren, um keine „innere Front“ zu riskieren. Statt den freien

Markt einzuführen, entschied sich die Weimarer Republik für ein anderes System, Stadträume und Wohnungen zu bauen. Als Folge der Feindschaft gegen die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jh. und der Kritik über die dichte Stadt machte man aus der Not eine Tugend und erfand 1924 eine neue Bauherrenform, die gemeinnützlichen Bauherren Gehag und Dewog. Damit erfand man den von der öffentlichen Hand geförderten Wohnungsbau, der die privaten kleinen Bauherren verschwinden ließ. Die Siedlungen entsprachen einer ganz anderen Stadtvorstellung und einer anderen Gesellschaft: Dort wurde nur gewohnt, so entstand auch der Verkehr, als Zeichen der Moderne - in den 20er Jahren war man noch stolz, Verkehr zu haben. Im Zeitrafftempo: Der Staat übernahm innerhalb dieser neuen Tradition der Moderne nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr die Verantwortung, städtische Räume durch Wohnungsbau zu füllen: Mit dem sozialen Wohnungsbau wurde letztlich das Bauen vom Steuerzahler zweimal finanziert, sowohl beim Bau, wie auch beim Bewohnen - durch das personengebundene Wohngeld. Moderne Siedlungsbauten in modernen Stadtvierteln entsprachen einer Gesellschaft die auf Funktionstrennung und Arbeitsrhythmen basierte. Eine reiche Gesellschaft, in der durch den geballten Reichtum der Steuerzahler Wohnstandards eines sozialen Wohnungsbau entstanden. Durch diese Vorschriften und Förderwege haben wir heute eine Miete im sozialen Wohnungsbau, die sich fast nur Familien leisten können, die vom Staat Wohngeld beziehen. Das Ganze kann nur unter der Annahme weiter funktionieren, unsere schöne Arbeitsgesellschaft laufe nach wie vor auf Hochtouren und Steuergelder werden weiter reichlich fließen.

Heute ist aber bekanntlich die Gesellschaft im Umbruch. Wir haben wenig gesicherte Zukunftsaussichten und diese sind eher bedrohlicher Natur. Arbeitslosigkeit wird vertuscht durch Subventionierung der Selbständigkeit. Durch diese Hintertüre wird Unsicherheit wieder als normaler Faktor in das Wirtschaftsleben eingeführt. Wir haben keine Sicherheiten mehr, abgesehen von sicheren Zukunftsängsten: In unserer Einen Welt spricht man seit ein paar Jahren von der „Nachhaltigen Stadt“.

Eine Nachhaltige Stadt ist die zukunftsfähige Stadt. Begriffe, die sich implizit auf die Diskussion über die Begrenztheit der Ressourcen unserer Einen Welt beziehen. So kann die Nachhaltige Stadt schon deswegen nicht mehr auf der Funktionstrennung basieren, weil diese die Verkehrswege und deren Kosten multipliziert. Es stellt sich bei genaueren Hinsehen heraus, dass die nachhaltige Stadt die historische dicht bebaute Stadt ist, mit ihren kurzen Wegen, mit ihrer sozialen und strukturellen Mischung. Aber es reicht mir nicht zu sagen, wir wollen wieder die Stadt der kurze Wege und der alltäglichen Begegnungen. Ich möchte diese Diskussion um die zukunftsfähige Stadt mit

dem Thema Schönheit bereichern. Ein schwieriger Begriff, der bezeichnenderweise kaum Platz in den Wissenschaften findet, die sich mit der Stadt beschäftigen. Ich trete energisch dafür ein, sich endlich mit der Schönheit der Städte zu beschäftigen und aus der Geschichte zu lernen. So können wir Wege finden, heute wieder schöne Stadträume zu bauen. Das tue ich, weil ich glaube, dass wir uns Hässlichkeit nicht mehr leisten können: Hässlichkeit ist nicht nachhaltig und wir können uns das Leiden nicht mehr leisten, das damit verbunden ist.

Meine unkontrollierten, emotionalen Annahmen sind:

- a) Schönheit hat mit einem Gefühl des Wohlbefindens zu tun.
- b) Historische Stadträume werden in der Regel als schöner empfunden als neue.
- c) Zukunftsfähig sind nur Räume die das allgemeine Wohlbefinden fördern und nicht in Frage stellen.
- d) Zukunftsfähig ist nur das Wohlbefinden der Menschen, nicht ihre Leiden.
- e) Leiden und Unzufriedenheit -auch und gerade von anderen- kann man sich nicht mehr leisten.

Die ersten zwei Annahmen sind Erfahrungswerte, die ich schon oben zum Teil angesprochen habe; die letzten drei haben mit einer ethischen Entscheidung zu tun.

Schönheit und das gute Gefühl des Wohlbefindens müssen geteilt und allen zugänglich gemacht werden.

Nach meiner Überzeugung, muss das Konfrontationsdenken aus dem 19. Jh. und die Tradition der klassenkämpferischen Geschichtsschreibung überwunden werden, also die bequeme Neigung Schuldige finden zu müssen (Ausbeuter, Spekulanten) und Opfer als Heroen darzustellen. Um dies zu erreichen, muss dieser Denkgang durch gegenseitiges annehmen überwunden werden, so dass alle zufrieden sind und gemeinsam neue kreative Lösungen gefunden werden.

Als Stadthistorikerin habe ich die Verantwortung auf mich zu nehmen, aufzuzeigen, dass wir überhaupt nicht in der einzig möglichen Welt leben: alle unsere Institutionen, werden von uns als naturgegeben betrachtet, dabei wurden sie von Menschen initiiert und eingerichtet. Sie waren also historisch begründet und könnten jederzeit ersetzt werden, wenn sie nicht mehr den heutigen Erwartungen entsprechen. Man muss etwas Neues finden, wenn man mit dem Ist-Zustand nicht mehr zufrieden ist. Mit ehrlichen Fragestellungen sollte man beginnen: z.B. wie ist es möglich, dass historische Stadtviertel immer als schöner empfunden werden als moderne? Wie war es möglich, dass

im 19. Jahrhundert eine Stadt wie Berlin so schnell wachsen konnte, ohne Zutun der öffentlichen Hand? Warum ist Bauen heute so teuer und ohne Fördermittel kaum mehr zu finanzieren? Als Frau will ich mich der typischen wissenschaftlichen Haltung entledigen - eine Haltung die vermeidet, offen Partei zu nehmen und die die Emotionen des Wissenschaftlers ignoriert. Ich wohne in Berlin in einem typischen Altbau, in einem dicht bebauten Stadtviertel: ich finde die dichte Stadt aus dem 19. Jahrhundert schön, nicht nur weil sich hier alles befindet, was man als Frau benötigt, zu Fuß erreiche ich Kopierladen, Bäcker, Kita, Schule und Kino, Buchladen und Bibliothek, sondern auch weil die Proportionen der historischen Stadt meine eigene Proportion als Mensch nicht in Frage stellen. Ich kann mich hier auf der Straße bewegen, ohne mich unbewusst nicht stimmig zu fühlen, wie es in vielen modernen Stadtvierteln der Fall ist. Und Schönheit heißt eben für mich stimmig sein: Das Gefühl, es stimmt. Die Proportionen stimmen, die Farben, die Wege, wo es lang geht spürt dein Körper ganz automatisch ohne Anstrengung, es stimmt einfach. Schönheit ist Stimmigkeit. Um dieses Gefühl, dass es stimmt, geht es bei der zukunftsfähigen Stadt. Wir wollen nicht mehr am Gefühl der Desorientierung leiden.

Haben wir sonst das Gefühl, dass „es“ stimmt? Haben wir eine Orientierung, wo es lang geht? Wirtschaftswissenschaftler schätzen, dass es um das Jahr 2040 in Europa etwa anderthalb Beschäftigte pro Rentner geben wird; heute sind es vier, in den 50er Jahren waren es sieben. Die Frage ist also demnächst, wie soll man sich einen immer schmaler werdenden Reichtum teilen? Wir sind in schon längst historisch gewordenen Spielregeln gefangen und sehen nicht, dass wir uns dringend neue erfinden müssen: Wir haben schon das diffuse Gefühl, dass es anders kommen muss. Die Sicherheit der Individuen automatisch an die Arbeit zu koppeln, also die Annahme nach dem Modell Bismarck, Arbeit sei eine selbstverständliche, für alle immer vorhandene Ressource, funktioniert nicht mehr.

An einer Gesellschaft und an einer Stadt der Funktionstrennung festzuhalten bedeutet, sich weiterhin einer Kultur des Surplus und Wegwerfens zu verpflichten, das kann einfach nicht mehr funktionieren. Die zukunftsfähige Stadt ist die dichte Stadt der kurzen Wege, der Selbsthilfe, der Eigeninitiative der Bewohner, der Selbstverantwortung.

Um ein Fahrrad zu produzieren brauchte man um 1900 ca. 600 Stunden Arbeit, 1970 waren es 75, heute sind es etwa 4 Stunden. Eine neue Dienstleistungsgesellschaft wird einen neuen Arbeitsbegriff suchen müssen: Flexibel und ohne Trennung von Arbeiten- Wohnen - Leben. Diese Veränderungen müssen wir als Frauen und als Men-

schen als Chancen begreifen: Weniger Arbeit bedeutet sofort auch mehr Zeit. Die Existenzberechtigung von Menschen an den herkömmlichen Begriff der Arbeit zu koppeln, geht nicht mehr. Die Hausfrauinsierung der Gesellschaft kommt und gibt uns allen Lebenszeit zurück. Wir müssen uns etwas Neues einfallen lassen, um die Ressourcen nach anderen Gesichtspunkten als „Arbeit“ zu verteilen.

### *Hässlichkeit und Resignation*

In Italien haben wir die schönsten historischen Städte und die hässlichsten verstreuten „Siedlungen“: fährt man mit dem Zug von Mailand und Venedig, sieht man eine endlose Kette von kleinen Häusern, mit Garten, die die sogenannten „cittá diffusa“ (=verstreute Stadt) bilden. So ist das heutige Italien ein Paradebeispiel der Hässlichkeit, parallel verbergen seine historischen Städte Wertschätze der Schönheit. Die verstreute italienische Stadt zeigt wie es aussieht, wenn der Verzicht auf Gemeinschaft vollzogen ist: hier haben die Menschen resigniert, sie sind reich und wohlhabend, und leben ohne Schönheit. Ohne Auto ist man in der verstreuten Stadt verloren und orientierungslos.

Die Natur um die Städte wird verbaut, die Innenstädte verlieren Bewohner, die Stadt verarmt: Die Stadt ist die Summe ihrer Menschen, und es bleibt spannend in der Stadt zu leben, weil viele Menschen nebeneinander, übereinander und dicht aneinander wohnen. In den Innenstädten sind viele Häuser leerstehend, sie vergammeln, weil die althergebrachte Kalkulation nicht „stimmt“: Wo bleiben die Instandbesetzer, die schon mal schöne Häuser in Kreuzberg gerettet haben? Wo sind die jungen Leute von heute, der Begriff „Muskelhypothek“ ist schon da, nur neue Menschen mit ihrer Energie müssen her, die die Schönheit der dichten Städte in die Hand nehmen. Statt sich neue komplizierte Förderwege auszudenken, müsste ein neues kreatives Denken einsetzen: keiner tut was, gut, dann könnten Sozialhilfe- und Arbeitslosengeldempfänger ihre Zeit sinnvoll investieren und Nutzer dieser Häuser werden.

Vielleicht kann man wirklich mal aus der Geschichte lernen. Wie die dichte Stadt durch die Synergie mit dem Armenwesen entstanden ist, so kann sie heute durch synergetisch mit der Umstellung des Erwerbslebens gerettet werden. Ich denke dabei an Modelle wie die des Mieterfonds, wo Mieter von Altbauten durch Selbsthilfe ihre Häuser kaufen und übernehmen können. Menschen mit geringen Einkommen und etwas Zeit könnten Häuser übernehmen und als Nebeneffekt Stadträume instandsetzen und für die Allgemeinheit pflegen. Um so etwas wie Schönheit zu haben, muss man konsensfähig sein, muss man Vertrauen und Nähe nicht nur ertragen, sondern gut pflegen,

Solidarität leben, sich nicht abschotten im eigenen Garten, einige Hundert Meter vom Nachbarn entfernt. Dafür brauchen wir einen neuen Städtebau der Ethik und des Wohlbefindens, etwas anderes als die jetzige Disziplin, die aus der Kritik an der dichten Stadt und als „Städtebau des Misstrauens“ gegen das Prinzip Spekulation entstanden ist. Das mag damals, im 19. Jh. notwendig gewesen sein, als die meisten Menschen machtlos waren, heute ist die Macht diffus. Die Menschen surfen im Internet, sie sind informiert, sie sind sehr wohl in der Lage die Verantwortung für ihre Stadträume zu übernehmen. Die Friedensbewegung hatte schon vor Jahrzehnten die Diktatur der Experten in Frage gestellt, deshalb ist sie heute nichts weiter als ein Relikt aus anderer Zeit. Frauen und Männer, die in einer zukunftsfähigen Stadt leben wollen, werden ihre Räume durch Selbsthilfe und Eigeninitiative in die Hand nehmen und eine Gesellschaft und eine Stadt wo man gerne ist - eine schöne Stadt- erschaffen.

**Literatur:**

Karl Polanyi, The Great Transformation, New York 1944,  
Ludovica Scarpa, Gemeinwohl und lokale Macht, München u.a. 1995,  
Lloyd de Mause, Grundlagen der Psychohistorie, Frankfurt am Main 1989  
James Hillman, Politica della bellezza, Bergamo 1999.